

**„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst und des Menschen Kind,
dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott,
mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.“**

(Psalm 8,5-6)

Digitalisierung

Bericht zur Lage in Kirche und Gesellschaft
für die 5. Tagung der Zwölften Kirchensynode
der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

(gemäß Art. 47 Abs. 1 Nr. 16 KO)

Frankfurt/Main, April 2018

von

Kirchenpräsident Dr. Dr. h. c. Volker Jung

Bericht zur Lage in Kirche und Gesellschaft für die 5. Tagung der
Zwölften Kirchensynode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.

**„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst und des Menschen Kind,
dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott,
mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.“**

(Psalm 8,5-6)

Digitalisierung

- 1 Dynamik der Veränderung**

- 2 Theologische Perspektiven**
 - 2.1 Kommunikation
 - 2.2 Datenschutz
 - 2.3 Künstliche Intelligenz

- 3 Kirche und Digitalisierung**
 - 3.1 Organisation
 - 3.2 Kommunikation
 - 3.3 Inhaltliche Auseinandersetzung

Sehr geehrter Herr Präses, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder!

„Die digitale Revolution ist keine Frage, die man bejaht oder verneint, sie findet statt. Und sie ist noch wirkmächtiger als die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts – vor allem ist sie sehr viel schneller. Ihre Geschwindigkeit ist atemberaubend.“¹ Das hat Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in einem Interview am Anfang dieses Jahres gesagt. Er hat damit die Digitalisierung als etwas beschrieben, was unser Leben grundlegend verändert.

Für die allermeisten Menschen hat die Digitalisierung bisher die Kommunikation verändert. Smartphones sind nicht nur Telefone, sie sind enorm leistungsfähige Computer im Taschenformat, die diejenigen, die sie nutzen, mit der ganzen Welt verbinden. E-Mails können permanent abgerufen und bearbeitet werden. WhatsApp wird zum ständigen Austausch in der Familie oder unter Bekannten genutzt. Viele sind in sozialen Netzwerken präsent oder schicken Twitter-Nachrichten in die Welt.

Digitalisierung ist aber weit mehr als Veränderung der Kommunikation. Digitale Technologie durchdringt nahezu alle Lebensbereiche. Sie verändert die Lebens- und die Arbeitswelt. Arbeit und Industrie 4.0, Internet der Dinge, Smart Home und Smart City, autonomes Fahren sind nur ein paar Stichworte aus diesem Zusammenhang. Große Veränderungen werden für die Bereiche Medizin und Pflege prognostiziert.

Im Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung kommt das Wort Digitalisierung 99-mal vor. Im weltweiten Vergleich wird Nachholbedarf bei der digitalen Entwicklung gesehen. Allein für den Bereich Schulen ist ein „Digitalpakt Schule mit 5 Milliarden in fünf Jahren für starke Digital-Infrastruktur an allen Schulen, gemeinsame Cloud-Lösung für Schulen und Qualifizierung der Lehrkräfte“² geplant.

Die Veränderungen durch die Digitalisierung sind in der Tat gewaltig. Dabei ist nicht die Politik die treibende Kraft, sondern die Entwicklung der digitalen Technologie. Digitalisierung verändert aber nicht nur die „Werkzeuge“, mit denen Menschen kommunizieren und die Welt gestalten. Digitalisierung verändert die Kultur – die kommunikative, die ökonomische, die politische und nicht zuletzt auch die religiöse und kirchliche Kultur.

Mein diesjähriger Bericht nimmt die Digitalisierung und die damit verbundenen Veränderungen in den Blick. Digitalisierung, auch darüber sind sich viele einig, ist ein Mega-Thema. Deshalb frage ich danach, was Digitalisierung für uns als Kirche bedeutet – in der Kommunikation und in der Organisation, aber vor allem auch in theologischer und ethischer Perspektive.

Der Bericht hat drei Teile:

1. Dynamik der Veränderung
2. Theologische Perspektiven
3. Kirche und Digitalisierung

¹ Focus vom 13.01.2018, S. 43.

² Koalitionsvertrag: https://www.bundesregierung.de/Content/DE/_Anlagen/2018/03/2018-03-14-koalitionsvertrag.pdf. (zuletzt abgerufen 22.04.2018). S. 11.

1. Dynamik der Veränderung

Die Dynamik der Veränderung hat einen Ursprungsort. Es ist das Silicon Valley – jener Landstrich an der Westküste der Vereinigten Staaten in der Nähe von San Francisco. Im Silicon Valley haben die großen Firmen Apple, Google und Facebook ihren Sitz. Geschätzt etwa dreißigtausend sogenannte Start-Ups arbeiten daran, ihre Ideen in Produkte umzusetzen. Die traditionsreiche Stanford-Universität ist eine Kaderschmiede der Innovation.

Ein Ursprung der Mentalität und auch der heutigen Entwicklung liegt in dem, was dort in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begann, als viele junge Menschen nach Freiheit, Emanzipation, Gerechtigkeit und Frieden suchten. Einige davon arbeiteten daran, wie die neu entstehende Computertechnologie für möglichst viele Menschen nutzbar gemacht werden konnte. Dazu gehörten unter anderem Bill Gates und Steve Jobs. Der gemeinsame Gegner hieß damals IBM. IBM war in Sachen Computer marktbeherrschend, dachte allerdings zunächst primär in der Kategorie von Großcomputern. Angeblich – so heißt es – soll Thomas Watson von IBM 1943 gesagt haben, dass die Welt mit etwa fünf großen Computern ausreichend bestückt sei. Im Silicon Valley gab es so etwas wie eine antimonopolistische Gegenbewegung. Diese wiederum wurde ja auch dann von IBM mit der Produktion von PCs beantwortet. Sehr bald war allerdings auch den Idealisten im Silicon Valley, die anfangs ihre Ideen und ihre Software in Computer-Clubs miteinander teilten, klar, dass damit Geld verdient werden kann. Die Geschichte ist dann im Einzelnen sehr spannend. Hier will ich mich aber schlicht damit begnügen, an die Ideale des Anfangs zu erinnern. Denn – das ist der Grund für diese Reminiszenz – sie sind durchaus noch wirksam. Sie sind längst eingebettet in knallharte Ökonomie mit Monopolisierungsansprüchen. Was entwickelt wurde, war höchst einträglich. Bill Gates wurde mit Microsoft zum reichsten Menschen unserer Zeit. Und auch Steve Jobs war mit Apple kaum weniger erfolgreich.

Um Digitalisierung zu verstehen, halte ich es für wichtig, sich klarzumachen: Hinter der Entwicklungsdynamik, die natürlich längst nicht mehr nur im Silicon Valley zu finden ist, stecken Ideale, die Welt verbessern zu wollen. Das ist plakativ etwa erkennbar im Motto von Google: „Don´t be evil!“ („Sei nicht böse!“). Natürlich gab es darauf zu Recht immer einen kritischen Blick von außen. Auch im Unternehmen selbst gab und gibt es immer wieder Debatten darüber, ob dies nicht zu naiv sei. Ich halte trotzdem fest: Es gibt eine Grundmotivation, Produkte zu entwickeln, die nützlich für Menschen sind und deshalb das Leben und die Welt verbessern.

Darüber, ob das Nützliche die Welt verbessert, lässt sich selbstverständlich streiten. Im Silicon Valley grenzen sich jedenfalls viele von den Investmentbankern an der Ostküste ab: „Wir verdienen nicht Geld mit Geld, sondern mit Nützlichem.“ Das ist das Selbstverständnis. Deshalb wird bei der Entwicklung neuer Produkte sehr konsequent „nutzerorientiert“ gedacht. Das ist gepaart mit der Bereitschaft, Gewohntes infrage zu stellen und nach immer neuen Ideen und anderen Wegen zu suchen. Wer ein wenig in die Gedankenwelt des Silicon Valley eintaucht, erfährt schnell: Da sind viele bereit, immer wieder Neues zu probieren. Dazu gehört, dass es nicht als Schande verstanden wird zu scheitern. Wer scheitert, muss sagen können: „Dies oder jenes habe ich gelernt. Das mache ich beim nächsten Mal besser. Ich fange etwas Neues an.“

Ich hatte im vergangenen Jahr die Gelegenheit, bei einer kleinen Studienreise ins Silicon Valley einen Eindruck davon zu bekommen, wie dort gedacht und gearbeitet wird. Mir ging es dabei wie vielen, die zurzeit ähnliche Reisen unternehmen. Das Denken und die Arbeitsweise sind kraftvoll und inspirierend. Und es ist auch zu erkennen, dass so vieles entsteht und weiter entstehen wird, was unser Leben verändert – schlichtweg, weil es nützlich ist und Menschen hilft.

Das ging mir besonders so, als ein junges Start-Up ein System vorstellte, mit dem eine Wohnung komplett überwacht werden kann. Zielgruppe: Ältere Menschen, die nicht in ein Seniorenheim möchten, sondern gerne in ihrer Wohnung bleiben wollen. Überwachungskameras sind mit einem System Künstlicher Intelligenz gekoppelt. Daten werden nur nach außen gegeben, wenn die Person selbst die Daten nach außen sendet oder das System einen Notfall erkennt. Ich habe hier zwei Dinge gespürt: ich war fasziniert und zugleich tief verunsichert. Das halte ich für symptomatisch – nicht nur für ähnliche Installationen. Ich halte es für symptomatisch für das, was viele Menschen angesichts der Digitalisierung erleben: Faszination und Verunsicherung. Sicher ist es so, dass es hier auch generationsspezifische Abstufungen gibt. Ich beobachte: Viele junge Menschen, für die sich ja mittlerweile der Begriff „digital natives“ eingebürgert hat, gehen mit deutlich weniger Verunsicherung in die digitale Zukunft.

Ich halte fest: Die Dynamik der Veränderung speist sich aus Ideen der Weltveränderung und Weltverbesserung. Sie hat aber längst auch eine enorme ökonomische Antriebskraft. Und sie wird gerade noch einmal beschleunigt durch die technologische Entwicklung. Die Rechnerkapazitäten wachsen exponentiell. Es ist möglich, sehr, sehr große Datenmengen zu verarbeiten. Dadurch war es in den letzten Jahren möglich, die sogenannte Künstliche Intelligenz mit großer Schubkraft weiterzuentwickeln. Der qualitative Unterschied besteht darin, dass Systeme, die über Künstliche Intelligenz gesteuert werden, nicht nur das tun, was ihnen vorher „einprogrammiert“ wurde. KI-Systeme, so die Abkürzung, können sich selbstlernend weiterentwickeln. Dazu gleich noch etwas mehr.

2. Theologische Perspektiven

Der israelische Historiker Yuval Noah Harari hat in einem viel beachteten und diskutierten Buch ein Zukunftsszenario entworfen. Die Menschen sind dabei, so Harari, mit digitaler Technologie wesentliche Fragen zu lösen und damit tiefe menschliche Sehnsüchte zu erfüllen: Alle Menschen werden glücklich, der Tod wird besiegt. Und schließlich: Aus Menschen werden Götter. Der *homo sapiens*, der wissende, verstehende Mensch wird zum *homo deus*, dem göttlichen Menschen. Deshalb heißt sein Buch „Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen“.³

Was Harari darunter versteht, dass aus Menschen Götter werden, beschreibt er so:

„Die gesamte Geschichte hindurch sprach man den meisten Göttern nicht Omnipotenz, sondern eher ganz bestimmte übermenschliche Fähigkeiten zu: etwa Lebewesen zu formen und zu schaffen, den eigenen Körper zu verändern, die Umwelt und das Wetter zu steuern, Gedanken zu lesen und aus der Ferne zu kommunizieren, mit

³ Yuval Noah Harari, Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen, München 2017.

hoher Geschwindigkeit unterwegs zu sein und natürlich dem Tod zu entgehen und ewig zu leben. Die Menschen sind gerade eifrig dabei, diese Fähigkeiten zu erlangen und noch ein paar mehr.“⁴

Die Menschen werden nach Harari nicht Gott – im Sinn eines allmächtigen Gottes. Sie werden aber Menschen mit göttlichen Fähigkeiten. Dies geschieht nicht nur, indem Menschen digitale Technologie nutzen. Es geschieht auch dadurch, dass Menschen technologisch verändert werden. Wie? Durch Biotechnologie, die ihrerseits digital weiterentwickelt wird. Oder aber durch die Verbindung des Menschen mit Maschinen (Stichwort: Cyborgs).

Dass damit viele theologische und ethische Fragen verbunden sind, liegt auf der Hand. Allerdings hält Harari die religiöse Überlieferung in diesen Fragen für – um es freundlich zu sagen – inkompetent.

Ich zitiere Harari: „Was wird mit dem Arbeitsmarkt passieren, wenn künstliche Intelligenz einmal die Menschen bei den meisten kognitiven Aufgaben übertrifft? Welche politischen Auswirkungen wird eine massenhafte neue Klasse von nutzlosen Menschen haben? Was wird mit den Beziehungen, den Familien und den Rentenkassen passieren, wenn Nanotechnologie und regenerative Medizin 80 zum neuen 50 machen? Was wird mit der Gesellschaft geschehen, wenn die Biotechnologie uns in die Lage versetzt, Designerbabys zu bekommen und für eine beispiellose Kluft zwischen Reich und Arm zu sorgen? Die Antworten auf diese Fragen wird man nicht im Koran oder in der Scharia, nicht in der Bibel oder den Analekten des Konfuzius finden, denn im Mittleren Osten des Mittelalters und im alten China wusste niemand etwas von Computern, Genetik oder Nanotechnologie.“⁵

In Hararis Zukunftsbeschreibung haben die traditionellen Religionen abgewirtschaftet. An ihre Stelle tritt eine neue Datenreligion. Selbst wer Hararis Grundannahmen, wie zum Beispiel seinem Verständnis von Religion, und seinen Prognosen im Einzelnen nicht folgen kann, sollte sich herausgefordert sehen. Darum geht es ihm. Mit seinem Buch fordert Harari heraus, sich mit dem, was durch die Digitalisierung geschieht, intensiv auseinanderzusetzen. Denn die Dynamik und Geschwindigkeit der Veränderung bringt es mit sich, dass vieles geschieht, und zwar ohne vorherige Debatten und Entscheidungen. Gleichwohl ist es wichtig, dies nicht nur geschehen zu lassen, sondern auch bewusst gestaltend zu agieren.

Dazu ist es allerdings nötig zu erkennen und zu entscheiden, was gut ist und was nicht. Harari hat recht, wenn er sagt, dass uns für viele Fragen die religiöse Überlieferung keine unmittelbare Handlungsanleitung gibt. Er hat nicht recht, wenn er denkt, religiöse Überlieferung habe keine Substanz, die hilft, diese Welt und das Leben zu deuten, zu verstehen und so Menschen zu orientieren.

Als Christinnen und Christen lesen und hören wir biblische Texte so, dass wir uns hineinziehen lassen in ein Grundverständnis Gottes, der Welt, des Lebens und der Menschen. In ein Grundverständnis, wie es sich in der Geschichte des Volkes Gottes, der Geschichte des Jesus von Nazareth und der ersten Gemeinden gezeigt hat. Wir verbinden damit die Hoffnung, dass die Offenbarung Gottes, die dort ge-

⁴ A.a.O., S. 69/70.

⁵ A.a.O., S. 365.

schehen ist, uns auch heute, in veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und Herausforderungen, erreicht. Nicht so, dass wir einfache Handlungsanweisungen in den alten Texten suchen. Wir erwarten, dass wir durch die alten Texte hindurch, von Gottes Geist geleitet, in dieser, unserer Zeit erkennen, was Gottes Weg des Lebens für uns ist.

Immer und zu allen Zeiten hat sich menschliches Leben und Zusammenleben durch neue Technik, die Menschen geschaffen haben, weiterentwickelt. Und immer und zu allen Zeiten, war das, was entwickelt wurde, nicht einfach an sich gut oder böse. Entscheidend war, wie es Menschen genutzt haben. Die Bibel beschreibt nicht, wie Kain seinen Bruder Abel erschlagen hat: ob mit einem Stein oder einem Stock oder einfach mit seinen Händen. Ein Stein, ein Stock, die eigenen Hände sind sehr nützlich, aber sie können auch zur Waffe werden. Digitalisierung eröffnet großartige Möglichkeiten, sie kann aber auch von Menschen in verhängnisvoller Weise genutzt werden.

Ich finde eine Unterscheidung von Wolfgang Huber sehr hilfreich. Angesichts neuer Möglichkeiten gibt es auf der einen Seite Apokalyptiker. Das sind diejenigen, die meinen, mit der neuen Technologie geht die Menschheit ihrem Untergang und die Welt ihrem Ende entgegen. Auf der anderen Seite stehen Euphoriker. Das sind diejenigen, die meinen, die neuen Entwicklungen schaffen paradiesische Zustände auf Erden. Im Silicon Valley sind in der Tat eher Euphoriker zu treffen. Larry Page, einer der Gründer von Google, hat in seinem Büro eine Liste mit den zehn wichtigsten Problemen der Menschheit, die er nach und nach alle lösen will. Es wäre nun allerdings auch jetzt völlig falsch zu meinen, dass die Apokalyptiker eher in Deutschland zu finden sind. Apokalyptiker und Euphoriker, so Wolfgang Huber, eint in der Regel eins. Sie denken meistens in einem sehr klaren „Entweder – Oder“ bzw. „Alles oder Nichts“. Natürlich gibt es auch eine Position dazwischen. Das sind die Pragmatiker. Und die gibt es bestimmt in unterschiedlichen Akzentuierungen.⁶

Ich plädiere für eine pragmatische Auseinandersetzung mit der Digitalisierung. Pragmatisch heißt hier für mich, nicht nur nach dem zu fragen, was Menschen praktisch nutzt. Es heißt für mich auch und vor allem danach zu fragen, was Menschen gut tut und dem Leben dient. Dazu gehört, sich neu, in all den digitalen Möglichkeiten klar und bewusst zu machen, was und wer der Mensch ist.

Ich habe diesem Bericht deshalb einen Bibelvers vorangestellt, der hineinführt in ein grundlegendes Verständnis dessen, was den Menschen ausmacht.

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.“ (Psalm 8,5-6)

Der Mensch wird in der Bibel nicht aus sich selbst heraus verstanden, sondern von Gott her.⁷ Menschen sind Geschöpfe und nicht Schöpfer des Lebens. Sie sind von Gott in außerordentlicher Weise gewürdigt: „wenig niedriger gemacht als Gott!“. Das heißt: Sie haben Gaben und Fähigkeiten, um die Welt, die ihnen anvertraut ist, mit Gott zu gestalten. Sie haben den Auftrag, die Welt zu bebauen und zu bewahren.

⁶ Wolfgang Huber, Mensch und Maschine in der Arbeit 4.0, in: FAZ vom 22.04.2016.

⁷ S. hierzu Erich Zenger, Psalmen. Auslegungen. Bd. 1, Freiburg 2003, 201 – 211.

Damit ist verbunden, die gestalterischen Kräfte zu nutzen. Dazu gehören Forschung und Technik. Dazu gehört auch, Lebensverhältnisse zu verbessern, und zwar so, dass diese Welt friedlicher und gerechter wird. Zugleich erleben die Menschen an sich selbst, dass ihre Lebenszeit begrenzt ist und dass Menschen nicht nur Gutes hervorbringen. Menschen überheben und überschätzen sich immer wieder, stellen eigene Interessen über andere und gegen andere. Im Psalm wird gerade darüber gestaunt, dass Gott diese begrenzten und verführbaren Geschöpfe nicht fallen lässt, sondern sich ihrer annimmt. So liegt auch gerade in dieser Begrenztheit in und mit all ihren Spannungen ihre Würde.

Harari hat natürlich recht: Menschen sehnen sich nach Glück und sie sehnen sich danach, dass der Tod besiegt wird. Die biblische Botschaft zeigt aber auch: Das können Menschen nicht aus eigener Kraft. Es ist vielmehr so, dass menschliche Versuche, dies zu realisieren, nicht den Himmel auf die Erde holen, sondern die Erde zur Hölle machen. Die biblische Botschaft legt nahe, Grenzen und Begrenztheit zu erkennen. Das ist verbunden mit der Botschaft: Der Tod ist besiegt und damit ist die Hoffnung auf ewiges Glück verbunden. Das ist aber gerade nicht die Verlängerung und Ausschmückung dieses Lebens. Es ist aber der Auftrag, in der Hoffnung des Glaubens diese Welt so zu gestalten, dass dies dem Leben dient, und zwar dem Leben aller Menschen – auch dem Leben der Menschen, die nach uns kommen werden. Dies bedeutet zugleich, sorgsam mit dieser Welt mit all ihren Geschöpfen und Ressourcen als Schöpfung Gottes umzugehen.

In dieser Perspektive geht es nun darum, Digitalisierung nicht einfach geschehen zu lassen, sondern zu gestalten. Als Christinnen und Christen müssen wir unsere Sicht in die gesellschaftliche Debatte einbringen. Das kann auch bedeuten, auf andere, vielleicht auch konkurrierende Vorstellungen zu treffen. Allerdings können auch in den Fragen der digitalen Transformation Menschenwürde und Menschenrechte Orientierungspunkte eines offenen globalen Diskurses sein und den technischen Möglichkeiten Grenzen setzen. Zugleich müssen wir es uns aber auch zur Aufgabe machen, den eigenen Umgang mit der digitalen Technologie – persönlich und als Institution Kirche bewusst zu gestalten.

Was dies heißt, möchte ich hier an dieser Stelle für wenige ausgewählte Themenfelder zumindest skizzieren. Damit verbinde ich die Aufforderung, dass wir uns diesen Fragen sowohl gesellschaftlich als auch kirchlich intensiver als bisher zuwenden.

2.1 Kommunikation

Der kommunikative Alltag hat sich durch die Digitalisierung bei den meisten Menschen längst verändert. Das Internet vernetzt Kommunikation weltweit. Das allein ist schon eine epochale Veränderung. Mit den Smartphones wurde der Zugang zum Netz popularisiert. Die großen Internet-Firmen Google und Facebook arbeiten daran, dass dieser Zugang wirklich für alle an allen Punkten dieser Erde zu allen Zeiten möglich ist. Zu all dem gehören die vielfach erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten – in besonderer Weise auch in den sozialen Netzwerken.

Im Grunde genommen sind wir alle gerade dabei, den Umgang damit zu lernen. Dabei geht es weniger um die technische Seite. Diese ist, nutzerorientiert entwickelt, oft leicht. Schwieriger ist es schon, immer die dahinter liegenden ökonomischen

Interessen und Zusammenhänge zu erkennen. Es geht jedenfalls darum zu lernen, die Technologie sinnvoll und möglichst reflektiert in den Alltag zu integrieren. Das ist meines Erachtens übrigens keine Generationenfrage. Jede und jeder muss für sich so etwas wie eine eigene, für die eigene Person beherrschbare und verträgliche Kommunikationsstrategie entwickeln. Dabei ist zu entscheiden: Welche Möglichkeiten will ich nutzen und welche nicht, was bleibt privat, was will ich veröffentlichen? Wie ziehe ich Grenzen – zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Online- und Offline-Zeiten und manchem mehr? Nicht zuletzt muss ich klären: Wem vertraue ich und wem nicht? Und vor allem: Wem vertraue ich mich und meine Daten an und wem nicht?

Die Veränderung der Kommunikation hat viele Vorteile. Wissen und Information sind für viele Menschen viel leichter zugänglich. Die weltweite Kommunikation ist viel einfacher geworden. Menschen können sich viel unmittelbarer und direkter mitteilen und damit aneinander Anteil nehmen.

Dass dies sehr wertvoll ist, war ein einhelliger Konsens auf einer Partnerschaftskonsultation mit Vertreterinnen und Vertretern unserer Partnerkirchen aus der weltweiten Ökumene im vergangenen Jahr in Arnoldshain. Alle haben gesagt: Unsere Partnerschaftsbeziehungen sind durch die neuen Kommunikationsmöglichkeiten viel intensiver geworden.

Das ist die eine Seite. Die andere Seite: Mit den neuen Möglichkeiten ist es viel schwieriger geworden, über die Qualität von Informationen zu entscheiden. Leider gibt es auch eine nicht akzeptable Verrohung der Kommunikationskultur – bis hin zu gezielten Falschmeldungen. Und natürlich werden auch die neuen Medien genutzt, um Wahlen oder politische Entscheidungsprozesse zu beeinflussen. Zugleich ist zu sehen, dass es auch leichter wurde, extreme politische Positionen neu zu organisieren. Es ist zu beobachten, dass insbesondere rechtspopulistische und rechtsextreme und auch sonstige extremistische Gruppierungen das Internet strategisch nutzen.

Das Internet hat Information und Desinformation gesteigert. Es hat die Möglichkeiten, positiv zu unterstützen und zu denunzieren potenziert. Es ermöglicht Anteilnahme in einem guten Sinn und es hat auf der anderen Seite entsetzlichste Grausamkeiten befördert. Nicht zuletzt hat es die Macht und die Verantwortung derer gesteigert, die über Algorithmen Kommunikation organisieren (Stichwort: Filterblasen). Die Ambivalenz der Entwicklung wird insbesondere beim Phänomen „Darknet“ deutlich. Viele nehmen es als einen Raum der dunklen Geschäfte und des Verbrechens wahr, für manche Oppositionelle in Diktaturen ist es der einzige Ort geschützter Kommunikation.

Verantwortlich zu kommunizieren erfordert, die neuen kommunikativen Möglichkeiten reflektiert und verantwortungsvoll zu nutzen. Dazu braucht es Bildung und Medienkompetenz. Es braucht eine rechtliche Gestaltung der Kommunikationsräume. Und es ist nötig, die Kommunikationskultur so zu entwickeln, dass Menschen einander respektieren. Denunziation, Fake News und Hate Speech haben in einer solchen Kultur keinen Platz.

Dies führt direkt zum nächsten thematischen Aspekt.

2.2 Datenschutz

Das Thema Datenschutz ist durch den sogenannten „Facebook-Skandal“ in den letzten Wochen noch einmal neu in den Blick geraten. Die Firma Cambridge Analytica hat mittels einer App Facebook-Daten von 87 Millionen Personen ermittelt, und zwar über den Kreis der Nutzerinnen und Nutzer der App hinaus. Die Daten sollen im US-Wahlkampf von Donald Trump verwendet worden sein. Natürlich müsste allen, die bei Facebook sind, klar sein, dass Facebook ihre Daten nutzt. Facebook ist wie viele Plattformen ein kostenloser Dienst, gezahlt wird mit Daten. Mit Hilfe der Daten wird Werbung platziert und gezielt adressiert. Eins der Probleme war hier, dass Facebook die Daten nicht ausreichend geschützt und einen Zugriff von außen nicht verhindert hat. Ich will das Problem des Facebook-Skandals, der im Einzelnen sicher noch etwas kompliziert ist, nicht vertiefen. Er soll hier lediglich die Problemlage verdeutlichen.

Mit dem Internet und der damit verbundenen Kommunikation sind Daten noch viel mehr als früher zu einer Währung geworden. Manchmal wird gesagt, die Daten seien das Öl des 21. Jahrhunderts. Wer das Internet nutzt, hinterlässt Spuren und generiert Daten. Persönliche Daten entstehen an vielen Stellen – bei Geschäften, medizinischen Diagnosen, beim Autofahren, bei der Verwendung der GPS-Uhr oder von wie auch immer gearteten tragbaren Computersystemen (Wearables). Besonders interessant sind zweifellos die Daten der persönlichen Kommunikation.

Menschen sind bestimmt zu einem Leben in Freiheit und Verantwortung. Davon sind wir als Christinnen und Christen überzeugt. Was heißt dies und bedeutet das im Blick auf die Daten? Sie sind mit einem Menschenleben verbunden und stellen mehr denn je eine Seite menschlicher Existenz dar. Manche sprechen sogar von einer digitalen Seele. Wie werden Menschen vor der Manipulation ihrer Daten oder vor falschen Behauptungen über ihre Person geschützt? Wie können persönliche Daten gelöscht werden? Gibt es ein Recht auf Vergessen? Was geschieht mit dem digitalen Erbe einer Person? Und es lassen sich hier noch viele weitere Fragen anfügen.

Der Roman von Dave Eggers „The Circle“ spielt den Gedanken der völligen Transparenz persönlicher Daten durch – orientiert an dem Ziel, Menschen zu nützen und etwa Verbrechen zu vermeiden. Am Ende steht die totalitäre Herrschaft eines Datenmonopolisten. Das ist literarische Fiktion, macht aber die Tragweite des Themas deutlich.

Längst ist klar, dass es neue Regulationen braucht. Die EU-Datenschutz-Grundverordnung, die 2016 in Kraft getreten ist und ab dem 25. Mai 2018 verbindlich anzuwenden ist, reagiert hierauf. In ihr steht zu Recht die informationelle Selbstbestimmung im Zentrum. Verbraucherrechte werden eindeutig gestärkt. Kritische Anfragen richten sich darauf, ob diese allerdings nicht absolut gesetzt werden und ob damit nicht letztlich auch Meinungsfreiheit und Berichterstattung eingeschränkt werden.⁸

⁸ So zum Beispiel Christoph Kucklick auf der re:publica 2017. Siehe <https://steadynews.de/socialmedia/mai-2018-die-neue-eu-datenschutzverordnung-ende-der-meinungsfreiheit> (zuletzt abgerufen am 22.04.2018).

Der Umgang mit Daten und der Datenschutz wird in der nächsten Zeit ein zentrales Thema sein. Ich beobachte, dass auch im kirchlichen Kontext der Datenschutz als der große Bremsklotz für weitere digitale Entwicklung gesehen wird. Gleichwohl plädiere ich dafür, dieses Thema sehr ernst zu nehmen. Es steht viel auf dem Spiel. Dabei wissen wir: Freiheit kann durch Regellosigkeit gefährdet werden und auch durch Überregulierung.

2.3 Künstliche Intelligenz

In den Diskussionen zur Digitalisierung hat ein Thema in den letzten zwei Jahren besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen: die Künstliche Intelligenz (KI). Ideen zur Künstlichen Intelligenz, nämlich der Imitation des Menschen durch Maschinen, gehen weit in frühere Jahrhunderte zurück. Geforscht wird zur Künstlichen Intelligenz seit Jahrzehnten. Einen wirklichen Schub hat die Künstliche Intelligenz aber erst seit wenigen Jahren bekommen. Das hat zwei Gründe: erstens sind Computerprozessoren sehr viel leistungsfähiger geworden und zweitens stehen jetzt Massendaten zur Verfügung, durch deren Verarbeitung Maschinen „lernen“ können. Dies weckt auf der einen Seite große Erwartungen. Computersysteme sollen auch sehr komplexe Vorgänge übernehmen können – etwa das Steuern von Fahrzeugen. Und es wirft auf der anderen Seite die Frage auf, ob Maschinen auch menschliches Bewusstsein nicht nur kopieren, sondern überbieten können. Einer der Pioniere der Künstlichen Intelligenz, der mittlerweile verstorbene Marvin Minsky, wurde einmal gefragt: „Wie werden schlaue Maschinen die Gesellschaft verändern?“ Seine Antwort: „Wenn wir Glück haben, werden sie uns als Haustiere behalten.“⁹ Das klingt sehr nach Science Fiction. Manche aus der Wissenschaft sagen: „Das ist es auch. Davon sind wir noch sehr weit entfernt. Das wird nie so werden.“ Andere sagen: „Das ist nicht unrealistisch. Der Punkt, an dem intelligente Maschinen, den Menschen in allem überbieten, ist nicht mehr weit entfernt.“ (Stichwort: Technologische Singularität, Ray Kurzweil). Die einen gelten als Vertreterinnen und Vertreter einer „schwachen“, die anderen als die einer „starken“ Künstlichen Intelligenz.

Selbst wenn wir die Science-Fiction-Variante zurückstellen, muss entschieden werden, welche Aufgaben KI-Systemen übertragen werden sollen und welche nicht.

Das autonome Fahren ist ein Beispiel dafür. Autonome Fahrzeuge sind sicher eine enorme Chance, um die Mobilität älterer Menschen – insbesondere in ländlichen Räumen zu steigern. Andererseits stellt es vor die Frage, ob Menschen das eigene Leben und das Leben anderer einem sich selbst steuernden System anvertrauen wollen und wer gegebenenfalls die Verantwortung für Fehler und Fehlentscheidungen übernimmt. KI-Systeme mit Entscheidungskompetenz werden bereits in Waffensystemen eingesetzt. Es handelt sich hierbei um halbautonome Waffen. Unabhängig von damit bereits verbundenen ethischen Fragen haben führende KI-Forscher längst gefordert, autonome Waffensysteme, die Menschen orten, identifizieren und töten können, zu ächten. Sehr viel unproblematischer scheint hingegen der Einsatz von KI-Systemen im Haushalt. Alexa und ähnliche sprachgesteuerte Systeme sind der Anfang. Es soll Männer geben, für die der Rasenroboter längst die Märklin-Eisenbahn oder zumindest das ferngesteuerte Spielzeugauto ersetzt hat. Zweifellos sind es die KI-Systeme, die neben der Lebenswelt auch die Arbeitswelt

⁹ Zitiert nach Norbert Demuth, Künstliche Intelligenz bestimmt zunehmend den Alltag, KNA – rkrIm-89-00064 vom 13.07.2017.

grundlegend verändern werden. Dabei ist es keineswegs so, dass dabei nur an Arbeitsprozesse in der industriellen Fertigung zu denken ist. KI-Systeme können auch Vertragswerke durcharbeiten, Texte bearbeiten oder medizinische Diagnosen erstellen.

Viele fragen: Bedroht uns die Künstliche Intelligenz?

Der KI-Forscher Joachim Hertzberg hat auf einer Tagung in der Evangelischen Akademie Frankfurt auf diese Frage folgendermaßen geantwortet: „Die Menschheit hat seit Jahrzehnten Techniken in der Hand, sich das Leben gegenseitig zur Hölle zu machen oder sich im Extremfall selbst auszulöschen. KI und Roboter haben das Potenzial, auf dieser unrühmlichen Skala einige neue Bereiche zu besetzen. Am Ende [...] bedroht uns gegebenenfalls nicht die Technik, sondern Menschen, die sie entsprechend einsetzen.“¹⁰ Er weist allerdings sehr zu Recht auf einen anderen Aspekt hin, der genauer in den Blick genommen werden muss. Das ist das „Kränkungspotential“ der neuen Technologie. Dass Technik, menschliche Arbeit ersetzt und auch überbietet, ist nichts Neues. Das kann in der Tat bei all denen, die ersetzt werden, zu Kränkungen führen – je nachdem, wie sehr das Selbstwertgefühl an die Arbeit gebunden ist und wie sehr auch der gesellschaftliche Wert eines Menschen an seiner Erwerbsarbeit orientiert ist. Der Gedanke lässt sich weiterführen: Soziale Verwerfungen sind vorprogrammiert, wenn Menschen durch Technik ersetzt werden und wenn es nicht gelingt, ihnen andere Arbeitsfelder zu erschließen, wenn mit den Übergängen gar Arbeitslosigkeit und ökonomische Krisen verbunden sind. Bundespräsident Steinmeier hat in dem von mir zu Beginn zitierten Interview auch gesagt: „Es darf nicht dazu kommen, dass es eine Arbeitsteilung gibt zwischen denen, die nur Vorteile der Digitalisierung abschöpfen, und denen, die dafür bezahlen. Das wird den Zusammenhalt der Gesellschaft zerstören. Und deshalb dürfen wir es nicht hinnehmen.“¹¹

Im Zusammenhang der Künstlichen Intelligenz stellt sich eine weitere wichtige Frage. Es ist die Frage, nach welchen Kriterien Algorithmen Entscheidungen vorbereiten oder treffen. Die Frage ist grundsätzlich. Sie stellt sich aber bei der KI noch einmal besonders, weil KI-Systeme selbst Algorithmen entwickeln. Die müssen dann Menschen nachvollziehen, um zu durchschauen, wie das System „denkt“ – wenn sie es überhaupt noch können. Algorithmen dürfen nicht zu einer „Black Box“ werden. Deshalb gibt es bereits deutliche Forderungen nach einem „TÜV“ für Algorithmen, für den dann auch ethische Kriterien formuliert werden müssen.

Mit diesem, bestimmt sehr groben Blick auf die Künstliche Intelligenz zeichnen sich für mich zwei theologische Aufgaben ab:

1. Es ist nötig, in den Debatten um die Künstliche Intelligenz die Differenz von Mensch und Maschine klar zu bestimmen. Maschinen müssen Maschinen bleiben und Menschen müssen Menschen bleiben – auch dort, wo sich die Übergänge verändern. Maschinen müssen für Menschen kontrollierbar und beherrschbar bleiben. Was nach biblischem Menschenbild den Menschen zum Menschen macht, ist nicht auf Maschinen übertragbar. Der Mensch wird Mensch nicht durch die ihm inne-

¹⁰ Joachim Hertzberg, Künstliche Intelligenz – Was Maschinen (derzeit) können und was nicht, in: epd-Dokumentation 12 (2018), 10 – 18, S. 17.

¹¹ Focus vom 13.01.2018, S. 43.

wohnenden Fähigkeiten und Begabungen, auch nicht durch seine Arbeit und Leistung. Der Mensch wird zum Menschen durch das Leben, das Gott dem Menschen eingehaucht hat und die damit verbundene Würde und Bestimmung.

2. Die Veränderung, die durch die Digitalisierung längst im Gang ist, bekommt durch KI-Systeme einen weiteren Schub. Das erfordert Lernprozesse in allen Generationen. Lernprozesse müssen gewollt und gestaltet werden. Es erfordert auch den kritischen Diskurs darüber, ob es technische Möglichkeiten gibt, die nicht realisiert werden sollen. Dazu gehören auch die Fragen, welche politischen, ökonomischen und kulturellen Folgen erkennbar sind und was verändert werden muss.

3. Kirche und Digitalisierung

Im März 2017 hat Hannes Leitlein in der „Zeit“ der Evangelischen Kirche in Sachen „Digitalisierung“ nicht nur ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. Seine Kritik war vernichtend. Ich zitiere: „Nur die evangelische Kirche scheint zu betäubt von Austrittszahlen und Sparmaßnahmen zu sein, um die Revolution, die um sie herum geschieht, zu bemerken und sich ihrer zu bedienen. Anstatt die neuen Möglichkeiten in ihren Dienst zu stellen, herrschen Berührungsängste, Unverständnis und Desinteresse. Stattdessen will man die Kirchen lieber als Reservate für das Analoge erhalten.“¹² Der Diagnose entsprechend hat sein Artikel die Überschrift: „Und wie wir wandern im finstern Digital“. Nun legt uns der Psalm, der hier aufgegriffen wird, ja immerhin nahe, dass wir uns auch in einem finstern Tal nicht fürchten müssen, in einem „Digital“ schon gar nicht. Aber so finster, wie Hannes Leitlein meint, ist es dann doch nicht – finde ich jedenfalls.

Was Leitlein richtig wahrnimmt, ist, dass es in der Kirche zumindest einen gewissen Vorrang für das Analoge gibt. Die persönliche Begegnung, das direkte Gespräch, der gemeinsam gefeierte Gottesdienst, die unmittelbare diakonische Zuwendung, das gemeinsame Singen und Musizieren haben einen hohen Stellenwert und werden es auch weiterhin haben. Das heißt nicht, dass Kirche damit anstrebt, der digitalen Welt eine analoge Welt entgegenstellen zu wollen, um diese als Reservat zu behaupten. Es ist nicht so, dass es diese Erwartungen nicht auch gäbe. Ich bin überzeugt, dass es auch digitalfreie Räume und Zeiten braucht. Und wenn ich mich nicht täusche, wächst dieses Bedürfnis auch bei jüngeren Menschen. Aber es wäre natürlich weltfremd und weltabgewandt, wenn wir uns als Kirche der digitalen Veränderung nicht annehmen würden. Wir nutzen längst die digitalen Möglichkeiten. Wir können und müssen dies sicher noch intensiver tun. Dazu gleich mehr. Wir sind aber vor allem – wie die Gesellschaft als Ganze – gefordert, die digitale Veränderung wirklich zu gestalten. Dabei geht es eben, wie oben beschrieben, nicht nur, wie Hannes Leitlein meint, um Kommunikation.

Wo und wie bewegen wir uns in der digitalen Welt? Ich frage bewusst nicht: Wo stehen wir?

¹² Hannes Leitlein, Und wie wir wandern im finstern Digital (Zeit vom 24.03.2017), <http://www.zeit.de/2017/13/digitalisierung-medien-martin-luther-kirchen-reformation-netz> (zuletzt abgerufen am 22.04.2018).

3.1 Organisation

Digitalisierung bedeutet natürlich auch, Informationstechnologie für Verwaltung und interne Kommunikation zu nutzen. Das ist längst selbstverständlich. Computer sind Grundausstattung für alle Büros in den Gemeinden, Dekanaten, Zentren, Einrichtungen, Regionalverwaltungen und in der Kirchenverwaltung.

Für die Größe unserer Organisation haben wir hierfür eine eher kleine IT-Abteilung. Mit der ECKD KIGST GmbH¹³ verfügen wir im Hintergrund über ein leistungsfähiges kirchliches Rechenzentrum, das in den sensiblen Bereichen Personal-, Finanz- und Meldewesen und im Betrieb unseres Intranets ein hohes Maß an technischem Datenschutz und Datensicherheit gewährleistet. Die Verschmelzung der beiden kirchlichen Unternehmen ECKD und KIGST im vergangenen Jahr war ein wichtiger Konsolidierungsschritt. Auf EKD-Ebene wird es in den nächsten Jahren sicher darum gehen, diese Unternehmensstruktur weiterzuentwickeln. Wichtige weitere Schritte, die in einigen anderen Landeskirchen bereits angegangen wurden, sind zum Beispiel ein Dokumentenmanagementsystem, IT-Verfahren, die stärker als bisher Arbeitsprozesse unterstützen, oder ein digitales Sitzungsmanagement. In unserer Kirche werden wir im Laufe dieses Jahres ein digitales Sitzungsmanagement für die Kirchenverwaltung und die Kirchenleitung einführen. Wir wollen Erfahrungen sammeln und weitere Nutzungsmöglichkeiten prüfen. Außerdem soll im Rahmen eines Pilotprojektes eine Portallösung erprobt werden, die es Haupt- und Ehrenamtlichen gestattet, in einem geschützten Raum zu kommunizieren, an gemeinsamen Projekten zu arbeiten und gemeindliche Arbeit zu organisieren. Die Nachfrage nach einer solchen Kommunikations- und Kollaborationsplattform ist groß und die Erwartungen an arbeitsfreundliche und praxisgerechte Unterstützungssysteme sind hoch.

Die Digitalisierung hat die Arbeitswelt in unserer Kirche verändert und wird sie weiter verändern. Viele Abläufe und vor allem auch die Kommunikation wurden erheblich beschleunigt – mit allen damit verbundenen Vor- und Nachteilen. Vielfach entsteht ein enormer Druck, schnell und unmittelbar zu reagieren. Und auch die Fähigkeiten zur Nutzung neuer Technologien sind unterschiedlich ausgeprägt. In dieser Situation ist es wichtig, uns und unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu stärken und durch geeignete Qualifizierungsangebote zu digitaler Souveränität zu verhelfen.

3.2 Kommunikation

Neben der eher verwaltungstechnischen Binnenkommunikation stehen die Kommunikation mit unseren Mitgliedern und die Kommunikation nach außen. Ich habe in meinem Bericht vor drei Jahren ausführlich über unser Kommunikationskonzept berichtet, zu dem längst die digitale Kommunikation – auch in den sozialen Netzwerken – gehört. Hier geht es darum, weiter dran zu bleiben und auch immer wieder Neues auszuprobieren. Mit dem FacettNet steht uns dafür eine hilfreiche Plattform zur Verfügung. Sie stellt auch Gemeinden mit geringen Ressourcen eine Internet-Präsenz zur Verfügung.

In der immer unübersichtlicher werdenden und oft immer stärker emotionsgeladenen und interessengeleiteten Kommunikation sollte sich kirchliche Kommunikation durch

¹³ ECKD = EDV-Centrum für Kirche und Diakonie. KIGST = Kirchliche Gemeinschaftsstelle für elektronische Datenverarbeitung.

Empathie, Sachlichkeit, Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit auszeichnen. Eine große Herausforderung besteht darin, eine direkte digitale Kommunikation mit unseren Kirchenmitgliedern und allen, die mit uns kommunizieren wollen, aufzubauen. Da geht es um die Frage der persönlichen Kontaktdaten und deren geschützter Verwendung. Hierher gehören aber auch Überlegungen, inwiefern wir als Kirche etwa mit Facebook oder Google zusammenarbeiten wollen oder können. Oder wie und auf welche kirchlichen Informationen und Inhalte ein Kommunikationssystem wie Alexa zugreifen soll. Einen ersten Versuch, Facebook nicht nur über kirchliche Facebook-Seiten zu nutzen, gab es zum Reformationstag 2017. Hier hat die EKD in Zusammenarbeit mit dem Gemeinschaftswerk Evangelische Publizistik ein Video über Facebook geschaltet und damit bewusst eine vorher definierte Zielgruppe angesteuert. Das Video zum Reformationstag mit dem Ratsvorsitzenden hatte eine Reichweite von 7,5 Millionen Personen, die Zahl der Impressionen, also Sichtkontakte, lag bei knapp 12 Millionen.

3.3 Inhaltliche Auseinandersetzung

Nach den Punkten Organisation und Kommunikation überschreibe ich hier einen dritten Punkt mit „Inhaltliche Auseinandersetzung“. Dies hat folgenden Grund: Ich habe bereits gesagt, dass ich die inhaltliche Auseinandersetzung mit den digitalen Veränderungen für eine ganz wesentliche gesellschaftliche und kirchliche Aufgabe halte.

Inhaltliche Auseinandersetzung kann einmal als Blick von außen in einer theoretischen Betrachtung erfolgen. Das geschieht in der Regel in der Wissenschaft oder auch in kirchlichen Kammern, Arbeitskreisen und Akademietagungen. Hier hat einiges begonnen. Nicht zuletzt mit diesem Bericht will ich auch eine intensivere Arbeit an den Themen der Digitalisierung anregen. Ein sehr konkretes Beispiel kann ich nennen: Die AG Medizinethik, die von der Kirchenleitung berufen wurde, hat einen sehr guten Text über Organtransplantation erarbeitet. Sie widmet sich jetzt dem Thema Robotik in der Pflege. Es geht darum, Kriterien für den Einsatz von digitalen Assistenzsystemen in der Pflege zu beschreiben.

Inhaltliche Auseinandersetzung erfolgt aber nicht nur auf Abstand und in theoretischen Diskursen. Sie geschieht auch dort, wo digitale Technologie in den Kernvollzügen kirchlicher Arbeit genutzt wird. An erster Stelle steht dabei im Moment die Bildungsarbeit. Ein paar Beispiele seien genannt:

Unsere Gymnasien, Bad Marienberg und Laubach, nutzen die digitalen Medien im Unterricht. Beide integrieren diese so in den Unterricht, dass Laptops und Tablets „Werkzeuge“ bleiben und den analogen Unterricht ergänzen. Die Smartboards ersetzen nicht die Kreidetafeln – beide werden parallel verwendet. Ein wichtiges Ziel ist, dass Schülerinnen und Schüler selbst Medienkompetenz erwerben. Wer im Internet recherchiert – und das gehört selbstverständlich dazu –, muss lernen, das zu bewerten und einzuordnen, was das Netz in überbordender Fülle liefert.

Das Religionspädagogische Institut hat gemeinsam mit dem Institut für Evangelische Theologie und Religionspädagogik der Universität Würzburg, das Prof. Dr. Ilona Nord leitet, ein bayrisch-hessisches Projekt „Digitalisierung des RU – Pilotprojekt zur Arbeit mit digitalen Medien und mobilen Endgeräten“ begonnen. In diesem Projekt werden Fortbildungsformate und Unterrichtsmaterialien speziell für den Einsatz von

Tablets und Smartphones im Religionsunterricht entwickelt und erprobt. Darüber hinaus arbeitet das gesamte Kollegium in besonderen Fortbildungen an der eigenen medienpädagogischen Kompetenz und unterstützt andere Arbeitsbereiche. Am Projekt „LUPENREIN! Entdeckungsreisen in die Reformation – Filme und Ideen“ des Medienhauses der EKHN war das RPI von Anfang an konzeptionell beteiligt. Und selbstverständlich flankiert das RPI die Publikation „RPI Impulse“ (das Nachfolgeprodukt der Schönberger Hefte) mit Online-Publikationen.¹⁴

Im Zentrum Bildung gibt es im Bereich der Erwachsenenbildung Informations- und Lernplattformen, die sich an verschiedene Zielgruppen richten (Route55plus, digitale Elternbildung, Evangelisches Bildungsportal, Online-Magazin Medienkult, ein Online-Kurs „Unser Dorf: Wir bleiben hier!“).

Im Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung ist das Thema Digitalisierung, gemeinsam mit dem Thema Umwelt, in einem eigenen Referat und im Bereich der jugendpolitischen Bildung verortet. Hier wurden in den vergangenen Jahren bereits mehrere Projekte mit dem Ziel durchgeführt, die Teilhabe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen an gesellschaftlichen Entwicklungen zu fördern und sie zu befähigen, Chancen und Risiken digitaler Technologien zu erkennen. Zurzeit gibt es einige Projekte und Veranstaltungen, die unter anderem nach einer jugendgerechten Netzpolitik fragen, BigData und Datenschutz reflektieren, drohende Verwerfungen in der Arbeits- und Lebenswelt thematisieren (Stichwort: digitale Teilhabe) oder aber nach Strategien gegen den digital vermittelten Hass fragen.

Die Ehrenamtsakademie hat in den letzten Jahren eine tiefgreifende, strukturelle Veränderung durch die Digitalisierung erlebt. Die Fortbildungsvideos werden sehr gut genutzt. Im Jahr 2016 wurden für die Videos 6.500 Aufrufe verzeichnet, 2017 waren es 13.500 Aufrufe. Im Frühjahr wurde eine sogenannte Webinarreihe (Web + Seminar) mit mindestens 10 Themen hinzugefügt. Eine Facebook-Gruppe, zu der 300 Personen gehören, tauscht nicht nur Informationen aus, sondern diskutiert sehr aktiv – auch Themen der kirchlichen Verwaltung. Sehr beliebt war hier die Doppik. Die Diskussion, die sehr polemisch begonnen habe, wurde, so wird aus der Ehrenamtsakademie berichtet, immer sachlicher und hat zu gegenseitiger Sachaufklärung geführt.

Neben dem Bereich der Bildung muss an dieser Stelle erwähnt werden, dass es auch Versuche gibt, digitale Medien in den Gottesdienst zu integrieren. In sogenannten Sublan-Gottesdiensten besteht die Möglichkeit, den Gottesdienst über digitale Kommunikation aktiv mitzugestalten. Die Gottesdienste können als Gottesdienste gefeiert werden, die im Netz übertragen werden, oder als Gottesdienste, die im Kirchenraum stattfinden. In beiden Fällen können über die Verbindung im Netz etwa Fragen an die Predigerin oder den Prediger gestellt oder auch Gebetsanliegen in des Fürbittengebet eingebracht werden. Um es deutlich zu sagen und allen vielleicht entstehenden Missverständnissen vorzubeugen: Es ist nicht geplant, alle Gottesdienste so zu gestalten. Es ist ein Versuch, der durchaus manche Menschen

¹⁴ Die „RPI Impulse“ sind die einzige religionspädagogische Zeitschrift in der EKD, die mit sogenannten OER Lizenzen (Open Educational Ressourcen) arbeitet und so den Lehrkräften, sowie den Pfarrerinnen und Pfarrern ermöglicht, ohne einschränkende Lizenzierung frei mit dem digitalen Material im Religionsunterricht und in der Konfirmandenarbeit zu arbeiten.

sehr anspricht. Ich glaube es ist nötig, solche Versuche zu machen und sie zugleich verantwortlich zu reflektieren und daraus zu lernen.

Wie sensibel dies ist, Digitalität und geistliche Kommunikation aufeinander zu beziehen, haben wir im vergangenen Jahr eindrücklich bei den Debatten um den „Segensroboter“ erfahren. Der „Segensroboter“ war kein Prototyp zukünftiger Pfarrerinnen und Pfarrer. Es ging auch nicht darum, Segenshandlungen zu mechanisieren oder zu automatisieren. Es tut mir leid, wenn sich Menschen dadurch verletzt gefühlt haben. Die Absicht war, Menschen über dieses Medium auf Glaubensfragen anzusprechen, Gespräche über den Segen und eben auch über Grundfragen der Digitalisierung anzuregen. Das ist, so berichten alle, die in Wittenberg auf der Weltausstellung im Segensparcour an der LichtKirche haupt- oder ehrenamtlich dabei waren, gut gelungen. Seitdem wird diese technische Installation häufig angefragt. Wir verleihen sie – aber nur, wenn sichergestellt ist, dass sie als Kommunikationsangebot eingesetzt wird.

Ich bin überzeugt, dass wir in den nächsten Jahren noch weitere Debatten führen müssen – auch über die Veränderung in den Kernaufgaben unserer Kirche. Und noch einmal: Wir müssen sie führen, um gestalten zu können. Dazu gehören auch die Bereiche der Beratung und Seelsorge, der Diakonie und des Gemeindelebens. Was ich hier jetzt nicht explizit angesprochen habe, sind Veränderungen, die sich durch die Digitalisierung in den Prozessen der Meinungsbildung und Entscheidungsfindung ergeben. Was für das demokratische Staatswesen gilt, gilt auch für uns als Kirche. Die digitale Kommunikation bietet neue Möglichkeiten der Partizipation. Für diese müssen aber verlässliche und gerechte Strukturen entwickelt werden.

Was ist jetzt praktisch zu tun?

Sowohl in der Ebene der EKD als auch in verschiedenen Landeskirchen wird darüber nachgedacht, ob und wie die Arbeit an all den genannten Themen in der Kirche weiter verstärkt und verankert werden kann. Bei uns in der EKHN beschäftigt sich gegenwärtig eine gemischt besetzte Arbeitsgruppe in der Kirchenverwaltung unter fachlicher Federführung des Zentrums Gesellschaftliche Verantwortung mit dieser Fragestellung. Darüber hinaus gibt es etliche Gemeinden, die nicht nur ihre Webseiten gestalten, sondern auch digitale Kommunikation in der Gemeindegemeinschaft, im Konfirmandenunterricht und auch in seelsorgerlichen Kontakten nutzen. Allerdings scheint mir hier auch die Bandbreite erheblich zu sein.

Persönlich bin ich überzeugt: Es gibt nicht die eine Digitalstrategie für uns als Kirche. Wir brauchen Experimentierfreude, Beweglichkeit und eine gute Vernetzung untereinander. Sich dabei viel stärker an den Nutzerinnen und Nutzern zu orientieren, eröffnet über die Digitalisierung hinaus auch wichtige Perspektiven für unsere Arbeit insgesamt. Wir müssen miteinander und voneinander lernen. Vor allem brauchen wir den Willen, die digitale Veränderung gestalten zu wollen. Sonst gestaltet sie uns. Es geht nicht darum, dass wir digitale Kirche werden. Es geht darum, dass wir in einer digitalisierten Welt Kirche Jesu Christi sind und bleiben wollen – glaubwürdig, menschlich und hoffnungsvoll.

